

Nr. 184. Bromberg, den 29. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(14. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Kapitel 9.

Die Privatklinik von Professor Angel.

Klaus stand vor dem Park, in dem jener Dr. Lux tags zuvor verschwunden war. Jetzt in der Morgenhelle staunte er über die bedeutende Ausdehnung des ganzen Komplexes. Langgestreckte Baulichkeiten umschlossen von drei Seiten eine Rasenfläche, die mit uralten Eichen und Buchen bestanden war. In einer Gegend, wo jede Handbreit Boden ein Vermögen wert war, mußte das wundernehmen. . . .

Eine Tafel aus schwarzem Marmor besagte: Privatklinik von Professor Tommy Angel. Sie war neben dem Eingang befestigt.

Das Grundstück war derart bebaut, daß in der 5. Avenue zunächst ein vornehmes, großes Haus stand, anscheinend die Wohnung des Besitzers. Dahinter war ein kleines, niederes Gebäude, einfacher in der Ausführung und vielleicht für die Dienerschaft bestimmt. An die beiden genannten Häuser schloß sich ein langer, vielfenstriger Bau, der, zweimal in einem rechten Winkel geknickt, hufeisenförmig den Park umrahmte und wie der Neubau eines Krankenhauses aussah. Was Klaus weiterhin auffiel, war die unabsehbare Kette von Autos, die vor der Klinik wartete und auf eine sehr einträgliche Praxis schließen ließ.

Schräg gegenüber der Klinik hatte ein Zeitungsverkäufer seinen Kiosk. Der Mann war unbeschäftigt. Klaus kaufte einige Zeitungen und fing ein Gespräch an. Es drehte sich um den Professor. Nach Verlauf von etlichen Minuten wußte Sander folgendes:

Professor Angel — vor vielen Jahren Internist an der Columbiauniversität — wohnte seit nahezu zwei Dezennien in dem Herrschaftshause da drüben, ohne irgendwelche Praxis auszuüben. Dies hing mit einer Eisenbahnkatastrophe zusammen, bei der er eine Plexuslähmung des einen Armes und einen Bruch der Wirbelsäule davongetragen hatte. Seit jenem Unglück hatte er sich von den Menschen zurückgezogen. Er stellte seine Vorlesungen ein und lebte ausschließlich seinen Büchern und wissenschaftlichen Studien. Volle 19 Jahre lang habe sich der alte Herr trotz glänzender Angebote weder zum Verkauf seines Grundstückes noch zu baulichen Veränderungen entschließen können. Bis voriges Jahr. Da sei das Seltsame geschehen. Der schon 70jährige Herr habe plötzlich die große Klinik gebaut, Assistenten eingestellt, Personal engagiert und einen Betrieb eröffnet, den man getrost als den ersten von Newyork bezeichnen könne.

Bei diesem Thema angelangt, erzählte der Zeitungsmann dem aufhorchenden Klaus des Langen und Breiten, was für eine große Kanone dieser Angel sei. Am liebsten befasse er sich mit Fällen, die von anderen Ärzten bereits aufgegeben seien. Er könne alles heilen und kenne jede Krankheit. Dabei sei er ein Philanthrop, der Arme und Bedürftige umsonst behandle und auch anderweitig viel Gutes tue. Das Volk vergöttere ihn. Sein Ruf sei so bedeutend, daß Fürsten und Milliardäre von weit her zu ihm pilgerten. In solchen Fällen nehme er allerdings fabelhafte Honorare, was durchaus zu billigen sei.

Soweit der redselige Mann. Klaus hielt die Geschichte natürlich für reichlich übertrieben. Er erkundigte sich noch:

„Das wird seinen Kollegen wohl nicht passen, wie?"

„Es gibt Leute, die ihn einen Charlatan heißen; aber die Mehrzahl der hiesigen Ärzte kann nicht umhin, seine Überlegenheit anzuerkennen. Hauptsache ist, daß die Kranken an ihn glauben."

Klaus überlegte. Wenn nur die Hälfte richtig war, mußte dieser Angel ein hervorragender Kerl sein. Wie kam er wohl zu diesem famosen Oberarzt Dr. Lux? Wie sah er aus?

„Sagen Sie, Bester, gibt es Bilder von Angel?"

„Zehn, zwanzig, wenn Sie wollen", lachte der Verkäufer. „Es vergeht kaum eine Woche, wo nicht eine Illustrierte sein Konterfei bringt. Gleich da, sehen Sie!" Er hielt Klaus eine Nummer der „Manhattan-Weekly-Preß' unter die Nase, die den Professor, umgeben von dem Stab seiner Mitarbeiter, zeigte. Links von Angel lächelte Dr. Lux, gemacht, selbstbewußt aus dem Bild. Angel hingegen war ein ehrfurchtgebietender Greis mit hoher Stirn und geistsprühenden Augen. Der rechte Arm stak in der Tasche seines Rockes; wahrscheinlich war es der verkümmerte.

Klaus kaufte das Blatt und steckte es zu sich. Dann bedankte er sich bei dem Verkäufer und erklärte sein Interesse damit, daß er den Professor wegen eines Steinleidens konsultieren wolle.

„Tun Sie das", rief ihm der Mann nach. „Sie werden es nicht bereuen!"

Am Heimweg sann Klaus über die Rolle nach, die der Komplize von Ines in der Klinik wohl spielen mochte. Oberarzt? Na ja. Wahrscheinlich hinterging diese ausgefallene Marke von einem Mediziner den vertrauensseligen Professor nach allen Regeln der Kunst. Das Wie mußte man herausbekommen.

Zwei Wegelagerer und ein Retter.

Der Capitol Palace spie aus seinen 16 Ausgängen annähernd 4000 Menschen. Ein Sturm auf die Trambahnen, Autos und Omnibusse begann. Da und dort ballten sich Knäuel von Varietébesuchern zusammen, die hingerissen über die Lantadilla debattierten. Dann verkrümelten sich die Menschen und wurden von den Mäulern der nächsten Straßenzüge aufgesogen. Newyork hatte seine Sensation. Man munkelte, sie sei irgendwo im Süden entdeckt worden.

Eine halbe Stunde nach Schluß der Vorstellung lag das größte Varieté der Millionenstadt verödet da. Es war in einen Wolkenkratzer eingebaut und lag etwas außerhalb der City. Dafür hatte es Preise, die ein gewähltes Publikum gewährleisteten.

Klaus Sander drückte sich in das mitternächtige Dunkel eines Torbogens, von dem aus er den Ausgang für das Bühnenpersonal beobachten konnte. Die Lantadilla ließ heute etwas lange auf sich warten! Warum er überhaupt hier war? Mit der ihm eigenen Zähigkeit verkrallte er sich in das Problem, Neues über diese Frau in Erfahrung zu bringen. Seit seiner Ankunft in Newyork lag sein unermüdlicher Spürsinn auf allem, was die Tänzerin betraf. Nichts entging ihm. Mochte Ines in der nächsten Confectionery Schlagsahne essen oder mit der Direktion des Capitol Palace einen neuen Vertrag zimmern, mochten die Schwestern den Oberarzt empfangen oder die Schneiderin — alles sah er, alles spürte er aus, soweit es von Intelligenz und Instinkt erfaßt werden konnte. Es war ein Rätsel, wann Sander überhaupt schlief. Nun

wartete er hier, um auszukundschaften, ob die Tänzerin sich mit jemand träfe. Er war sehr gespannt.

Seine Ausdauer wurde spät belohnt. Es ging gegen 1 Uhr, als die Lantadilla in Begleitung von zwei Herren die Hinterpforte des Etablissements verließ. Ein kostbarer Mantel knisterte um ihre schlanke Figur.

„Soll ich ein Auto besorgen?"

„Danke, Herr Direktor", hörte Klaus die Tänzerin sagen. „Ich nehme die Untergrundbahn." Dann verabschiedete sie sich von ihren Begleitern, die in entgegengesetzter Richtung sich entfernten. Sie selbst schritt so rasch die Straße entlang, daß Klaus Mühe hatte, ihr zu folgen.

Sie bog um eine Ecke in die nächste Straße, die ausnehmend schlecht beleuchtet war. Während Sander mit seinem unhörbaren Gummisohlenschritt hinter dem Mädchen dreinglitt, freute er sich über das miserable Licht der ausgebrannten Glühlampen, das ihm seine Verfolgung erleichterte.

Plötzlich lösten sich aus dem Schatten einer Mauer zwei Bassermannsche Gestalten und versperrten der Tänzerin den Weg. Der eine der beiden Strolche raunte irgend etwas Bedrohliches, preßte ihr die eine Hand vor den Mund und wölbte die andere um ihren Hals. Es war eine sehr eindeutige Situation. Der zweite suchte die Lantadilla nach einem Hauseingang zu zerren, aus dem tödliche Finsternis gähnte . . .

„Geier der Nacht!" dachte Klaus blitzartig und schnellte auf die keuchende Gruppe zu. In Sekunden hatte er sie erreicht und hieb seinen Spazierstock auf den Schädel desjenigen, der den Hals des Mädchens umspannt hielt. Ein Sack fiel zu Boden. Der andere Wegelagerer riß ein Messer aus der Tasche und schwang es über Sander. Die Lantadilla sah es und schrie auf.

Mit unmenschlicher Kraft hielt Klaus das bedrohliche Handgelenk des Burschen in Schach, während er mit der freien Rechten einen Hieb nach des Gegners Kinnlade führte. Der Bravo taumelte, fing sich und floh feige in eins der nächsten Häuser. Ines der Castro war frei.

Ihre Augen standen weit offen. Sie bewegte lautlos die Lippen. Ein Leintuch konnte nicht weißer sein als ihr Gesicht. Klaus griff nach ihrer leblos herabhängenden Hand und drängte:

„Rasch, rasch, kommen Sie! Es ist nicht nötig, daß uns ein Konstabler hier findet. Das gibt nur Scherereien." Er zog die Willenlose mit sich fort. Kaum waren sie in eine Querstraße eingeschwenkt, so stieß das Mädchen einen kurzen, spitzen Schrei aus und schaute erschreckt an seinem hellen Mantel hinunter.

„Blut!"

In der Tat zeigte die eine Seite des Mantels einen feuchten, roten Fleck. „Sie bluten, mein Herr!" Die Aufregung machte ihre Stimme heiser.

Klaus warf einen Blick auf seine Linke. Es ließ sich nicht leugnen, er blutete. Wahrscheinlich hatte ihm der Bursche vorhin das Messer ein wenig durch die Hand gezogen. Das kam vor. Er beruhigte die Tänzerin:

„Es scheint nicht schlimm zu sein; denn ich kann die Finger sämtlich bewegen. Eine Hautwunde. In acht Tagen ist der Ritzer nicht mehr zu sehen. Aber Ihr schöner Mantel ist nun verdorben." Er wand das Taschentuch um die verletzte Hand.

Ines erwiderte nichts. Sie hielt sich mit kleinen, hastigen Schritten an seiner Seite. Plötzlich ergriff sie die verbundene Hand ihres Retters und drückte einen scheuen Kuß darauf. Sie mußte es tun, so sehr sie hinterher errötete. Klaus sagte verdutzt: „Aber Fräulein de Castro!" Sie stammelte:

„Woher wissen Sie meinen Namen?"

„Das ist sehr einfach. Ich wohne bei der Witwe Watson in der Kensingtonstreet. Newyork ist groß, aber seine nächsten Wohnungsnachbarn kennt man schließlich doch." Eine wundervolle Chance, die ihm der Zufall da hingeworfen hatte! Diese rapide Bekanntschaft ersparte weite Umwege. Er hatte sich die Kleine zu Dank verpflichtet. Er beschloß, die Lage kräftig auszunützen. In Peters Interesse, den sie auf dem Gewissen hatte. Man mußte eine hübsche plausible Komödie ersinnen . . .

„Soll ich Ihnen ein Auto verschaffen, oder gehen Sie zu Fuße? In die Untergrundbahn können Sie mit dem beschmutzten Mantel ohnehin nicht."

„Ich möchte am liebsten zu Fuße gehen, wenn Sie mich begleiten wollen", erwiderte sie demütig und grübelte, wo sie diesen Mann schon gesehen habe.

„Schön, gehen wir zu Fuß. Darf ich mich vorstellen? Nicholas Bender, Rückgebäude, dritter Stock." Er lächelte, daß man sein Gebiß sah.

„Sagen Sie, Mr. Bender, wie kommt es, daß Sie —?"

Er unterbrach sie: „Sie meinen, daß ich so rasch zur Stelle war? Zufall. Ich habe mir heute abend auch einmal die berühmte Lantadilla angesehen, ging hernach auf einen Schluck in die Bar und war auf dem Heimweg, als die Geschichte passierte. Wir sind mit einem blauen Auge davongekommen."

„Tut Ihre Hand sehr weh, Mr. Bender?" Ihre Schwarzamselaugen waren voll Mitleid.

„Es läßt sich aushalten."

„Sie sollten zu einem Arzt gehen, Mr. Bender."

„Nicht nötig, Fräulein de Castro. Solche Kleinigkeiten mache ich selbst. Ich bin in der Behandlung von Wunden nicht unerfahren."

„Darf ich wissen, was Sie sind, Mr. Bender? Sie müssen nicht glauben, daß ich bloß aus Neugierde frage. Aber ich möchte meinen Lebensretter ganz nahe kennen. Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Mr. Bender."

„Ich bin nichts, Fräulein de Castro —" erwiderte er zögernd.

Sie blickte ihn hilflos an.

„— das heißt, früher, vor und im Kriege, war ich aktiver Oberleutnant zur See. Der Friede von Versailles hat mich abgebaut, ich bin Deutscher. Was sollte man anfangen? So bin ich über den großen Teich und habe hier mein Glück versucht —."

Sie wendete keinen Blick von seinem braunen, männlichen Gesicht. Er fuhr stockend weiter:

„Sie wissen, wie das geht. Anfangs, als ich noch etwas Geld hatte, tat die Geschichte gut. Dann immer weniger. Zuletzt war ich Pfleger im Vanderbilt-Hospital. Vor acht Tagen haben sie mich hinausgeekelt, weil ich mein Deutschtum nicht verleugnen wollte. In dem „freiesten Land" der Welt geht so etwas unheimlich rasch", lachte er bitter. Er zog alle Register seiner Verstellungskunst. War fest entschlossen, dieser Teufelin gegenüber selbst vor den letzten Mitteln nicht zurückzuschrecken. „Ich räche dich, Peter —" dachte er. Dann erzählte er das Märchen weiter:

„Seit acht Tagen, wie gesagt, liege ich auf der Straße. Hier in Newyork ohne Stelle zu sein, Fräulein de Castro, ist eine üble Sache. Ich unke gräßlich, wie? Soll nicht wieder vorkommen", schloß er mit gemachter Lustigkeit.

Die Tänzerin betrachtete verstohlen das Äußere ihres Begleiters. Guter Schnitt und Bügelfalten, aber keineswegs die letzte Mode. Die Manschetten waren sauber, aber an den Rändern ein wenig ausgefranst. Dem Mann ging es nicht gut, lautete ihr Urteil. Sie nahm ihr Geldtäschchen aus dem Mantel und suchte nach dem Briefumschlag, der ihre Gage enthielt. Es waren zwei 500 Dollarscheine. Sie faßte sich den Mut zu sagen:

„Kann ich Ihnen aushelfen, Mr. Bender? Ich tue es gerne." Ihre Augen lagen angstvoll auf dem braunen Gesicht. Wenn er nun böse war?

„Was fällt Ihnen ein, Fräulein de Castro", erwiderte er scharf. „Bin ich ein Professional, der berufsmäßig junge Damen rettet? Es ist immer falsch, wenn man aus sich herausgeht", sagte er ärgerlich. Seine Entrüstung war fast echt.

Die Tänzerin zuckte unter dieser schneidenden Stimme zusammen. Er war böse. Erschreckt stammelte sie:

„Ich habe Sie nicht kränken wollen, Mr. Bender. Verzeihen Sie mir. Ich dachte nur, weil Sie augenblicklich in Verlegenheit sind —"

„— muß man Geld anbieten", grollte er. „Na ja, jedenfalls danke ich Ihnen für den guten Willen", meinte er einen Ton milder. „Im äußersten Fall kann man Ziegelsteine auf den Bau schleppen. Vorher allerdings möchte ich mich noch einmal um einen Posten als Krankenwärter oder so was umtun, vielleicht kann man mich in einer Klinik brauchen." Er erwähnte das in ganz bestimmter Absicht. Die nächste Minute mußte entscheiden, ob sie glückte.

Ines de Castro entgegnete zaudernd: „Vielleicht könnte ich Ihnen hierzu behilflich sein. Ich habe Verbindungen. Oder sind Sie mir auch deshalb böse?"

Sander sah ihr ins Gesicht: „Nein, nein. Das ist ja etwas ganz anderes. Sie meinen also —?, fragte er erwartungsvoll.

„Ich denke, es läßt sich machen, Mr. Bender", erwiderte sie nachdenklich und mit einem Schimmer von Freude in dem schönen Gesicht. „Es muß gehen, Mr. Bender. Ich kenne einen alten Herrn, der eine große Klinik hat. Haben Sie schon von Professor Angel gehört?"

„Nein", log Klaus. Er jubelte im Stillen: seht an, der Coup ist geglückt! „Oh, wenn Sie das fertig brächten, Fräulein de Castro!" Seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Ich werde es fertig bringen", sagte sie fest. „Ich kenne Angel sehr gut. Da ist auch noch ein Oberarzt, den ich kenne. Lassen Sie mich bitte nachdenken." Sie wollte um jeden Preis dankbar sein. Gut, daß sie eine Möglichkeit gefunden hatte, die nicht verletzend wirkte. Mr. Bender war so feinfühlig. Mr. Bender war mutig, kraftvoll, stolz und gebildet, Mr. Bender war ein Held, man mußte ihm helfen.

Nach einer kleinen Pause sagte sie fast fröhlich:

„Verlassen Sie sich darauf, Mr. Bender, ich kriege etwas für Sie frei. Ich freue mich sehr. Nicht wahr, Sie be-

suchen mich nächster Tage, mich und meine Schwester Maria, die sich gleichfalls freuen wird. Sie werden es nicht vergessen?"

„Unnötige Sorge", lächelte Klaus und sperrte die Haustüre auf. Sie waren in der Kensingtonstreet angelangt. Unten im Hausflur verabschiedete sie sich. Ines de Castro ergriff seine beiden Hände und hob den Blick zu ihm: „Ich werde immer in Ihrer Schuld sein, Mr. Bender, immer." Dann eilte sie die Treppe empor. Oben angekommen, preßte sie die Hand auf das zuckende Herz und hatte nur den einen Gedanken: Ich liebe ihn, bei Gott, ich liebe ihn!

Klaus knipste seine Taschenlampe auf und schritt über den Hof. Er war zufrieden, wie noch nie. Der Falter tanzte wahrhaftig in das Licht. Mochte er zusehen, daß er sich nicht die Flügel verbrannte.

(Fortsetzung folgt.)

15 Meter Löwenangriff.

Der Filmexpeditions-Operateur im Kampfe mit den Königen der Wildnis.

Von Günther Herkt.

Stellt schon der „Alltag" an den Kameramann einer Filmexpedition in fernen Landen unerhörte seelische und körperliche Anforderungen, wieviel mehr Geistesgegenwart, Opfermut und Selbstverleugnung gehört da erst zum „Weiterdrehen" in außergewöhnlichen Situationen, bei plötzlich hereinbrechenden Katastrophen und äußerster Lebensgefahr! Situationen, die keiner Expedition ganz erspart werden und die gerade die Bildfolgen zu schaffen vermögen, an denen das Herz des echten Kameramannes hängt und die dem Filmganzen oft erst die Werte schenken, die den Theaterbesitzer von dem voraussichtlich „guten Geschäft" überzeugen und damit zur Vorführung verlocken. Ohne „Sensation", ohne Nochniegesehenes wird die Wirkung des Expeditionsfilms auf das große Publikum auch bei den fabelhaftesten und interessantesten Bildfolgen immer ein wenig zweifelhaft bleiben.

Bei der Kamerapirsch auf die Raub- oder Großtiere, wie Elefanten, Nilpferde usw. stellen sich diese Situationen schon ganz von selbst ein; einfach aus der Notwendigkeit heraus, möglichst dicht an das Aufnahmeobjekt heranzukommen. Denn alles kann man nun einmal nicht mittels des Teleobjektives in „ruhevoller" Entfernung drehen. Ist der Kameramann also auch bei diesen Aufnahmen immerhin auf ein gewisses Gefahrenmoment innerlich vorbereitet und hat er durch entsprechend bewaffnete Begleitung ein wenig vorgesorgt, so bedarf es doch einer fast übermenschlichen Selbstbeherrschung, der „Filmbesessenheit", um die Kurbel mit zitternder Hand gleichmäßig weiter zu drehen, wenn höchste Gefahr urplötzlich hereinbricht, ihm scheinbar der Tod schon im Nacken sitzt. So griff der Knochenmann gerade bei den letzten Afrikafilmen verschiedentlich nach der kurbelnden Hand, nur um Haaresbreite ging das Verhängnis vorüber und — die Aufnahmen waren gedreht. Nach tagelanger Pirsch war es nämlich z. B. gelungen, einen wundervollen Löwen bei tadelloser Beleuchtung „zu stellen". Kameramann und Begleiter — die schußbereiten Gewehre gaben allen ein herrliches Gefühl der Sicherheit, wie es auch wirklich nicht schwer gewesen wäre, das kraftstrotzende Raubtier niederzuknallen; aber es sollte ja mit der Linse und nicht mit der Büchse zur Strecke gebracht werden — standen sich in der „respektvollen" Entfernung von ca. 25 Metern und gegenseitiger Be- und Verwunderung gegenüber, die Kurbel schnarrte und das Operateurherz hüpfte vor Freude, da donnert ein markerschütterndes Gebrüll auf, mit einem gewaltigen Satz ist der Wüstenkönig bis auf 15 Meter heran, brüllt auf, peitscht den Sand, duckt sich zu neuem Sprunge — „Weiterdrehen! Weiterdrehen!" rast es durch das Hirn des Kameramannes — springt auf den Apparat zu, um — keinen Viertelmeter vor den Stativbeinen, von fünf Explosivgeschossen getroffen, zusammenzubrechen. „Donnerwetter! Wie leicht konnte det ins Oge gehen!" meinte der Kurbelmann, „det haben wir richtig bis zum allerletzten Momank". Sprach's und zündet sich das langentbehrte Pfeifchen an. Fünfzehn Meter Löwenangriff! Sie hätten beinahe allen das Leben gekostet. Er hätte nur zehn Zentimeter weiter zu springen oder in der ungeheuren Aufregung gar gefehlt zu werden brauchen.

Da durchritten ein anderes Mal die „Abessiner" die Furt eines recht harmlos erscheinenden Flusses. Wie nun der Kameramann als erster das andere Ufer erreicht, den Apparat in aller Eile aufbaut und dreht, um den Expeditionsübergang zu filmen, taucht plötzlich mitten im Fluß der erste Reiter — man durchreitet dortzulande nur mit großen Abständen eine solche Furt — bis zur Brust im Wasser — — wirft die Arme gen Himmel, schreit, schreit, taucht vollends unter, schießt mit gewaltigem Schwung aus dem gurgelnden Strudel und schwimmt in wahnsinniger Hast heran. „Drehen, drehen, nichts als drehen!" gilt's für den Operateur, ruhig und gleichmäßig schwingt die Kurbel. „Krokodile", brüllt es dicht neben ihm auf; unentwegt kreist die Kurbel. „Krokodile!" Da huscht es auch schon in tollem Gewimmel am Strande, wenige Meter vor seinen Füßen. Drehen! Noch fünfmal rum! Dann Stativ mit Kamera auf die Schulter und mit ein paar riesigen Sätzen hinauf auf die Böschung, den Revolver heraus! Peng, peng, peng! Vor dem Knallen und den einschlagenden Geschossen nehmen die Bestien im Wasser Reißaus. Schweratmend und am ganzen Leibe zitternd stehen die beiden Filmpioniere. „Junge, Junge, kannst du hopsen!" — „Na, wenigstens alles drauf gekommen!" — Unter dem Reiter hatte ein Krokodil „bloß" das Pferd am Schenkel gepackt, unter dem Reiter weg zum Grund gezogen und dort zerrissen.

Unvorhergesehene Zwischenfälle! Schließlich zählen Löwen, Tiger, Krokodile, Eisbären usw. noch zu den Raubtieren, während man wiederum auch bei Elefanten, Nilpferden, Büffeln ungefähr weiß, was einem eventuell „passieren" kann. Aber z. B. bei Affen? —

Sie sind zwar äußerst neugierig und frech, aber auch ebenso scheu und leicht erschreckbar. Sie „aufzunehmen" erfordert also eigentlich viel mehr Geduld und Ausdauer, als Mut und Kaltblütigkeit. Nachdem mehrere wunderschöne Bildfolgen von ihnen gelungen waren, pirscht sich wieder einmal der Kameramann an eines ihrer vielhundertköpfigen Völkchen heran, baut sich auf und wartet. Langsam, unendlich langsam tauchen die ersten Köpfchen in den wippenden Zweigen des dichten Waldrandes auf, werden mehr und mehr, in allem Gezweig knickt es, knackt es und rauscht es. Die Hand faßt die Kurbel, da gellt tausendfaches Geschrei, Gekreisch und Gefauch auf, ein Hagel von Zweigen und Früchten prasselt auf den armen Kinomann hernieder. Drehen, drehen, drehen! Mit blutendem Kopf und schwellender Hand; kaum daß die Linke zur Pistole greifen und einige Signalschüsse abgeben kann! — Am Boden liegend, zerschunden und zerschlagen fanden ihn die herbeieilenden Freunde, doch die „angreifenden Affen" waren gedreht! Sie hatten ja nur die Situation „falsch verstanden" und waren dann geflüchtet, weiter nichts.

Sie sind halt unberechenbar, genau wie die Menschen. Soeben noch gut Freund, gehen sie, durch irgend etwas erschreckt oder aufgebracht, zum Angriff über. Bei den sogenannten Naturvölkern kommt das natürlich noch bedeutend öfter vor, als nur „in der Fremde". Darin konnte eine andere Filmexpedition mehr als ausreichende Erfahrungen sammeln. An einem Abend z. B. hatten unzählige Festtänze die gegenseitige hocherfreuliche Bekanntschaft gefeiert, und nachdem mit Hilfe der Dolmetscher des langen und breiten darüber gesprochen worden war, anderen Tages das morgendliche Bad im Flusse aufzunehmen, stand der Kameramann mit noch etwas schwerem Kawa-Schädel gut versteckt im Ufergebüsch und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Kaum aber plätscherten die Ersten bei strahlendem Morgenlicht in den glitzernden Fluten und der Apparat beginnt zu schnarren, zischt — — eine Pfeilsalve rings um den Busch in den Sand. Drei Schritt vom Kurbelkasten weg! Weiterdrehen! Die zweite Salve schlägt mit hartem Schlag in das vordere Stativbein; aufhören! — Kein Schütze zu sehen; die Schwarzen baden ruhig weiter, als sähen und hörten sie, wüßten sie von nichts. Pfeilschwirren, Sandaufzischen, Weiberlachen und -schäkern. Grauenvoll! Da mußte die Kurbel endgültig ruhen. — Nach zwei Stunden voller Angst und entsetzlicher Hilflosigkeit war alles vorüber, als wäre nichts geschehen! Expedition und die braunen Gastfreunde nahmen gemeinsam das fröhliche Festfrühstück ein, und alles war ein Herz und eine Seele. Man hatte sich eben mal nicht recht verstanden. Zwei Stunden Todesängste — dreiundzwanzig Meter Expeditionsfilm!

Oft geht es natürlich auch „nur" mit einer wüsten Holzerei, mit unangenehmen Inhaftierungen, langwierigen Verhandlungen, Belästigungen und Anrempeleien ab. Viel unangenehmer wirken sich die „inneren Hemmungen" der einzelnen Filmexpeditionen aus. Sie können sich nur schwer in das Leben der zu belauschenden Völker einfühlen und bleiben trotz besten Willens oft nur die photographierenden Fremden, deren ganze Aufmerksamkeit und „Aufnahmeliebe" von mehr oder weniger „interessanten Äußerlichkeiten" beansprucht wird. So berücksichtigen sie kaum die ganze fremdländische Atmosphäre, wenn man so sagen darf, und nur selten geben so die Bildfolgen etwas von der Seele des betreffenden Volkes.

So malerisch, interessant und mitreißend solche exotische Szenen von Tanzfesten, Gastmählern, Empfängen, Jagden, Gerichtstagen usw. eben an sich sind, spiegeln sie doch niemals das fremde Menschentum mit seinem Leben und Er-

leben völlig wirklichkeitsecht wider. Alle die tausend Kleinigkeiten des Alltags, wie sie sich für den Eingeborenen auswerten und -wirken, sein Lebensschicksal formen und bestimmen, die ergeben in unzähligen Mosaikbildern erst das Ganze. Sie und die „große“ Lebensdirektive durch überlieferung, Sittlichkeit und Religion will der Kameramann festhalten, zu Bildfolgen formen; mit ihren Aufnahmeschwierigkeiten steht er in ständigem Kampf.

Mit Herz, Hirn und Linse will er ein erlebtes Lebensbild erzwingen, den Beschauer — wer es auch immer ist — zum Miterleben führen, ihn so ungeahnt nicht nur an Wissen, sondern auch an Gefühlswerten bereichern und im Expeditionsfilm den „Film für alle“, den Film wahrsten Menschentums und höchster Kultur schaffen.

Gibt es einen Verbrechertypus?

Von Kriminaldirektor Dr. Schuppe.

Die Frage, ob die Gesichtszüge eines Menschen einen bestimmten Schluß auf seinen Charakter zulassen, hat schon vor 150 Jahren zwei der größten deutschen Geister lebhaft beschäftigt. Der Züricher Theologe Johann Caspar Lavater trieb leidenschaftlich physiognomische Studien; und Goethe, den er im Jahre 1774 persönlich aufsuchte und mit dem ihn nachher Freundschaft verband, wurde sein eifriger erfolgreicher Mitarbeiter. Die durch Lavaters Büchlein: „Von der Physiognomik“ versprochenen Aufschlüsse über die Charaktere und das Seelenleben der Menschen aus ihren Gesichtszügen, erschienen der nach Neuem verlangenden Zeit wie eine geheimnisvolle Offenbarung. Goethe selbst hatte Gelegenheit, an dem ihm von dem hannoverschen Leibarzt Zimmermann gezeigten Bildnis der Frau von Stein seine Studien praktisch zu betätigen. Als er unter ihr Bildnis die bekannten Worte schrieb: „Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium Liebe; so ist auch Sanftmut der allgemeine Ausdruck“; ahnte er wohl nicht, daß acht Jahre seines Lebens durch seine spätere Leidenschaft zu dieser Frau ausgefüllt sein würden.

Während Lavater und Goethe im allgemeinen nur die Gesichtszüge des Menschen zum Gegenstand ihrer Betrachtung machten, erkannte hundert Jahre später der italienische Kriminalist Lombroso in Turin, daß lediglich das Studium des gesamten Körpers Schlüsse auf die innere, insbesondere auf die kriminelle Veranlagung zulassen könne. Lombrosos Hypothese von geborenen Verbrechern besagt, daß alle echten Verbrecher eine bestimmte, in sich zusammenhängende Reihe von körperlich und seelisch nachweisbaren Merkmalen besitzen, die sie als eine besondere Gattung, einen eigenen anthropologischen Typus des Menschengeschlechts charakterisieren, und deren Besitz ihren Träger, ganz unabhängig von allen sozialen und individuellen Lebensbedingungen, zum Verbrecher werden läßt.

Lombrosos Theorie ist längst widerlegt worden, am gründlichsten durch den Berliner Gefängnisarzt Dr. Baer. Dieser hat überzeugend nachgewiesen, daß die sogenannten Degenerationszeichen aller Art auch bei völlig unbescholtenen Personen vorkommen. Dasselbe gilt nach Baer von den häßlichen und abstoßenden Bildungsformen, mit dem widrigen und unangenehmen Gesichtsausdruck, den man als Verbrecherphysiognomie bezeichnet. Es gibt keinen ausgesprochenen Verbrechertypus.

Dies ist von hervorragenden Vertretern der kriminalistischen Wissenschaft, ich nenne außer Baer nur Aschaffenburg, Näcke, Wulffen, einwandfrei nachgewiesen worden. Im übrigen ist der, der häufig Gerichtsverhandlungen, insbesondere Mordprosse, besucht, in der Lage, die Richtigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen. Gerade die Mordprozesse bieten dem Publikum oft eine große Enttäuschung. Man glaubte, einen Mann mit tierisch-rohen Gesichtszügen zu sehen, und erblickte dann einen Menschen mit hübschen, feinen und angenehmen Umgangsformen. Besonders trifft dies auch bei gewerbsmäßigen Betrügern, Heiratsschwindlern usw. zu. Eher könnte man bei einer gewissen Art von gewerbsmäßigen Dieben, z. B. Taschendieben, von einem Typus sprechen; aber bestimmte Regeln lassen sich hierfür nicht aufstellen.

Das eine ist allerdings sicher, daß die äußere Erscheinung eines Menschen für den Kriminalisten stets eine große Bedeutung haben wird und für bestimmte Schlüsse sogar ausschlaggebend sein kann. Dies gilt weniger für die Gesichtszüge als für die Gesamterscheinung, Haltung, Gang, Form der Hände und Füße usw. Die Gesichtszüge allein können nicht ausschlaggebend sein. Es ist grundverkehrt, zu glauben, daß ein häßlicher Mensch auch einen häßlichen Charakter haben müsse, und umgekehrt. Dieser Irrtum hat schon oft zu den verhängnisvollsten Täuschungen geführt. Dabei ist auch zu beachten, daß die Begriffe Häßlich und Schön doch keine feststehenden sind, sondern für jeden Menschen verschiedene. Über den Geschmack läßt sich bekanntlich streiten. Die kriminalistische Bedeutung der äußeren Gesamterscheinung des Menschen ist aber unbestreitbar.

Der bekannte französische Kriminalist Locard sagt in seinem Werke „Die wissenschaftlichen Grundlagen des Indizienbeweises“ (übersetzt von den Kriminalkommissaren Finke und Salaw): „Es ist eine große Kunst, und nicht die unwesentlichste des wirklichen Kriminalisten, die moralische und soziale Persönlichkeit aus äußeren Anzeichen zu erkennen. Die Fähigkeit, mit einem Blick eine Narbe am Ende einer Augenbraue oder in der Falte, die den Daumen vom Zeigefinger trennt, zu erfassen, oder die Zartheit von Händen, die die rauhe Berührung mit Handwerkszeug nicht kennen, richtig einzuschätzen, die Mischung von parfümierter Unsauberkeit und schmutziger Koketterie zu bemerken, gestattet dem geschickten Beobachter, den Messerhelden, der mit einer ganzen Bande in Verbindung steht, den Zuhälter, den Homosexuellen zu erkennen.“

Das Richtige über die ganze Theorie Lombrosos hinsichtlich des geborenen Verbrechers und des Verbrechertypus trifft wohl Sommer, wenn er betont: Es komme nicht darauf an, ob es einen Verbrechertypus gebe, sondern lediglich darauf, ob es im allgemeinen Geisteszustände gebe, die zum Verbrechen führen.

✻ Lustige Rundschau 

*** Kinderreichtum.** Frau Kamillentee kommt aufgeregt nach Hause. „Heinrich, haben die Kinder alle ihre Suppe gegessen?“ — „Jawohl, Frieda!“ — „Hast du sie alle pünktlich zu Bett gebracht?“ — „Jawohl, Frieda!“ — „Und haben sie sich auch alle brav von dir ausziehen lassen?“ — „Jawohl, Frieda. Bloß der Lümmel, der da drüben auf dem Sofa pennt, wollte durchaus nicht.“ — „Aber Heinrich, der gehört doch der Tante Auguste!“

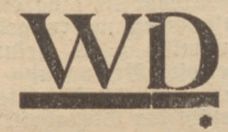
 Rätsel-Ecke 

Silben-Rätsel.

Das Erste möchte jeder sein,
Es gibt dem Menschen seine Würde,
Das Zweite bringt bald Sonnenschein,
Bald Sturm u. schweren Kummers Bürde,
Nie kann dem Ganzen man entgeh'n,
In jeder Woche ist's zu seh'n.

*

Scherz-Rätsel.



*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 178.

Ausschalt-Rätsel:

Sonnen**BAD**
Sch**ERE**
Me**ISE**

= **Badereise.**

*

Städte-Kamm-Rätsel:

B	a	m	b	e	r	g
	t		a		o	
	h		s		u	
	e		e		e	
	n		l		n	

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.